

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337598](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337598)

Bad. Pionier-Bataillon Nr. 14. 1. Kompagnie.

Zu den verlustreichen Tagen, die die dritte Kompagnie in Vermelles erlebte, gehörte auch der 26. Oktober 1914. Die Kompagnie war in jener Zeit im Keller des Schlößchens, zusammen mit der 2. Kompagnie des Pionier-Bataillons 14 untergebracht. Jedoch hatte nicht die ganze Kompagnie Platz, und so mußte der dritte Zug unter Bizetfeldwebel Leiferling einige Keller belegen.

Es war ungefähr nachmittags 3 Uhr, als die Franzosen einen Vorstoß gegen die Stellung der 1. Kompagnie unternahmen. Ein fürchterliches Artilleriefeuer setzte ein, und krachend schlugen die Geschosse in das Schlößchen und dessen Nähe. Der 1. und 2. Zug besetzte sogleich den Schützengraben und die Mauer des Schloßgartens, sofort begrüßt von einem wahren Geschößhagel. Und nun galt es, den 3. Zug herbeizuholen. Feldwebel Scheuermann übernahm es selbst, die fast unmöglich erscheinende Aufgabe zu lösen. Unbekümmert um die krepierenden Granaten und Schrapnelle erreichte er die Straße. Diese aber wurde bestrichen durch ein rasendes Maschinengewehrfeuer. Im Straßengraben entlang kriechend, eine runde Strecke von 50 Metern, gelangte er endlich zu den Häusern, in deren Kellern der Zug untergebracht war. Es lag klar auf der Hand, daß der Zug auf diesem Wege nicht

ins Schlößchen gelangen konnte, ohne schwere Verluste zu erleiden. Auch trat der Umstand hinzu, daß die jungen Kriegsfreiwilligen, des Geländes unkundig, zum ersten Male ins feindliche Feuer geführt werden mußten. Nur dem unerschrockenen und zielbewußten Handeln unseres Kompagniefeldwebels war es zu verdanken, daß die Aufgabe glücklich und nur mit dem Verluste von einem Mann gelöst wurde. Hinter Häusern entlang schleichend, über Mauern, durch Fenster hindurch und sonst noch über viele Hindernisse gelangte der Zug unter der sichern Führung noch rechtzeitig an Ort und Stelle. Rechtzeitig, denn gerade wollten die Franzosen, von Haus zu Haus springend, links an der Barrikade vorgehen, wahrscheinlich nicht bemerkt von der 1. Kompagnie. Durch das energische Feuer dieses Zuges wurde aber dieses Vorhaben vereitelt, und unter Zurücklassung mehrerer Toter gab der Feind den Versuch auf. Und wahrscheinlich wurde auch dadurch einem noch größeren Verlust unsererseits vorgebeugt.

Durch diese und andere Taten hat Feldwebel Scheuermann (aus Reichenbach, Amt Mosbach in Baden) seiner Kompagnie gezeigt, daß sie in ihm einen unerschrockenen und energischen Zugführer hat, dem sie vertrauensvoll überall hin folgen kann.

Ein Mitkämpfer aus dem Gefecht bei Ulderup.

Am 27. April 1916 verstarb das älteste Mitglied des Militärvereins Hugsweier und wohl auch des Badischen Militärvereins-Verbandes, Kamerad Jagdhüter Johann Schaller, unseres Wissens der letzte der Veteranen, die 1848 in Schleswig-Holstein gekämpft haben.

Schaller kam anlässlich der Erhebung Schleswig-Holsteins gegen Dänemark infolge des offenen Briefes, den König Christian VII. am

8. Juli 1846 geschrieben und durch welchen S. Kgl. Hoheit den Fortbestand der Union der Herzogtümer mit Dänemark, trotz des in beiden Staaten verschiedenen Erbfolgerechtes, einseitig verfügt hat, mit den zur



Befreiung der Herzogtümer ausmarschierenden Bundes-truppen Anfang September nach Rendsburg. Er stand damals beim 1. Bataillon des Infanterie-Regiments „von Stockhorn“ Nr. 4 — jetzigem 1. Badischen Leibgrenadier-Regiment Nr. 109 — und machte das Gefecht bei Ulderup mit. Kamerad Schaller war Mitbegründer des Militärvereins Hugsweier und Vorstand dieses während der Jahre 1885 bis 1896.

Nun ist auch er hochbetagt zum letzten Appell abberufen worden!

Der Verein und Verband wird des verdienstlichen und geschätzten Kameraden stets in Treue und Dankbarkeit gedenken. Dr. Strobel.

♦ ♦ Bilder aus dem Zeltleben im Kriege. ♦ ♦

Von Schwester Freda von Blumberg, Niederlöhrniz.

„Auf Galiziens Erde bei Rawaruska, wo der Abend der Schlachtfelder Grauen in erlösende Schleier hüllte —“ dort war es, wo wir zum ersten Mal unsere Wohnung in Zelten aufschlugen, und in unser Kriegsnomadenleben als Stappenschwestern dies neue Moment hinzufam. Unvergeßlich große Erinnerungen sind mit diesem Zeltleben verknüpft. Erinnerungen an ein Stück Weltgeschichte, deren Boden getränkt ist mit kostbarem deutschen Blut. Aber auch umstrahlt von der Siegesglorie deutschen Wesens, deutscher Kraft.

In einem kleinen Wäldchen, nahe dem zerstörten Bahnhof, hatte sich unsere Krankensammelstelle niedergelassen. Zwischen hohen Kiefernstämmen wirkten die Zelte mit ihren flatternden Fähnchen gar malerisch. Sie dienten zur Beherbergung der Verwundeten und zur Wohnung für Ärzte, Schwestern und Pfleger. Wir 6 Schwestern hatten uns in unserem geräumigen Zelt ganz gemütlich eingerichtet. Die hohen eisernen Bettstellen schützten vor der Feuchtigkeit des Waldbodens, den wir mit einem Teppich von Tannenreisig belegt hatten. Aus Kisten und Kästen waren allerhand Tische und Stühle hergerichtet worden. Wind und Wetter halten die unverwüstlichen Zelte aus — ja das leise Plätschern des Regens auf die Leinwand hat ordentlich etwas anheimelndes und einschläferndes. Aber meist genossen wir schönes Sommerwetter und erfreuten uns des Morgens beim Heraustrreten aus dem dämmerigen Lichte des Zeltens eines sonnendurchleuchteten Waldbildes.

Gleich am Eingang des eingezäumten Bereiches der Sammelstellen befand sich vor der durch einen Bretterverschlag umgebenen Feldküche ein freier Platz, auf dem Bänke für die Verwundeten aufgestellt waren. Das wirkte beim ersten Anblick wie eine idyllische ländliche Gastwirtschaft im Walde. Wohltuender Frieden legte sich auf die Herzen der Soldaten, wenn sie eintraten. Ein lächelndes Staunen erhellte schmerzverzerrte Züge. Wir konnten es oft genug beobachten. Aus weiter, weiter Ferne schien die Heimat wieder aufzutauhen, lockend zu winken... Und wir Schwestern hatten dann die Freude, um die uns viele Frauenherzen daheim mit

Recht beneiden, den Soldaten als erste deutsche Frauen nach einer langen bangen Zeit, nach Todesnacht und Grauen, dies Heimatsgefühl noch näher zu bringen. Sie empfanden das oft noch dankbarer und köstlicher als Speise und Trank nach mühseliger Fahrt in heißer Sommerglut. Das sind Augenblicke im Leben der Schwester draußen, welche zu heiligen Erinnerungen werden, die sie auf ihrem weiteren Wege begleiten sollen, um ihr den gehaltvollen Wert ihrer Aufgaben und Pflichten als Frau zu zeigen... Ich sehe sie noch so deutlich vor mir und werde sie immer so vor mir sehen — jene langen Scharen von Verwundeten, gebeugt und gebückt, bestaubt bis zur Unkenntlichkeit von der Fahrt auf der Landstraße, abgesspannt und verhärtet von den Strapazen und Schmerzen und doch ein stilles Siegesglücken im Auge. Tag für Tag zogen diese Scharen bei uns ein, während der heißen Kämpfe des galizischen Sommers. Oft krampfte sich das Herz vor Weh zusammen beim Anblick all des Jammers. Dann wieder packte es einen wie ein Rausch, erfaßte es uns wie ein mächtig dahinbrausender Orkan, wenn eine neue Siegesnachricht kam, und Müdigkeit und Schmerzen vergessend, die Soldaten ihre Lieder anstimmten — ein gemeinsames Band plötzlich alle fest umschloß... Auch der Humor, der prächtige Kamerad des deutschen Soldaten, war stets zu finden, erquickte, erfrischte, half trösten und tragen. Dann die Freude, wenn der Zug zur Abfahrt angefaßt wurde, und es nach langem Warten weiterging! Heimwärts — nach Deutschland — zu Mutter.

B.... war Endpunkt der großen Bahn, dahin wurden die Verwundeten im Auto von der Front und aus den Feldlazaretten zu unserer Sammelstelle gebracht, um von dort mit der Eisenbahn weiterbefördert zu werden. Später kam die Mehrzahl mit einer neu hergestellten Kleinbahn und wurde in der bereitstehenden Zug der Vorkahn umgeladen, nachdem wir sie beköstigt und die notwendigen Verbände erneuert hatten. Es war ein reger Betrieb — Tag und Nacht gab's Arbeit. Des Nachts bot das Umklappen auf dem zerstörten Bahnhof ein stimmungsvolles Kriegsbild. Gespenstlich hüllte

ten die
ger jor
Aushilf
bleich d
Bahnen
oder ...
des ...
traulich
Landst
waren u
durchma
im Wa
monika
weiche
unerfor
dunkel
nächte,
Sprache
keitsklär
liches
anzählig
Welt vo
Reid ..

Viele
Der Kri
Wieder
dem sch
folgt jet
Wieder
Zelten
tischen,
nier —
schebniss
einen n
schichtlid
ausgedel
Nähe de
hier an
Seiten
umgrenz
Berges,
vom Ba
B.... d
durchsch
in der
aber m
mächtig
seinem
aufwand
Zeltlage
wegen d
Sonnen
Steingr
hen Ze
Wohnzel

ten die Gestalten hin und her — die Pfleger sowie die gefangenen Russen, die zur Aushilfe uns zugeteilt waren. So faß und bleich die Gesichter der Soldaten auf den Bahnen beim flackernden Lichte der Fackeln oder dem dämmernden Schein des Mondes.... Von allen Seiten leuchteten die traulichen Wachfeuer auf. Eisenbahner, Landsturmkolonnen und Gefangenenlager waren unsere Nachbarn. Dazu die zur Front durchmarschierenden Truppen, die des Nachts im Walde rasteten. Soldatenlieder, Harmonikaklänge durchschwirren die warme, weiche Luft. Ihr galizischen Nächte! So unerforschlich tief erscheint ihr mir — so dunkel und rätselhaft! Leidvolle Sommernächte, wie wir sie noch nicht gekannt. Sprache des Todes führtet ihr, von Ewigkeitsklängen begleitet. Durch euer unerforschliches Dunkel leuchteten die Sterne gleich unzähligen Gedanken der Liebe über dieser Welt voll Kampf und Streit, voll Haß und Reid....

Viele Monde sind darüber vergangen. Der Krieg verpflanzte uns in andere Lande. Wieder scheint die Sonne sommerlich und dem schon bei Frühjahrsbeginn heißen Tage folgt jetzt die prachtvolle Nacht des Südens. Wieder nach langer Zeit haben wir uns in Zelten häuslich eingenistet. Im wildromantischen, felszerklüfteten Lande der Mazedonier — auf historischem Boden. Große Gesehnisse aus großer Vergangenheit bilden einen wuchtigen Rahmen für das weltgeschichtliche Schauspiel unserer Tage. Ein ausgedehnter Platz auf einem Felde in der Nähe des Bahnhofes wurde der Sammelstelle hier angewiesen. Wir genießen von allen Seiten einen prächtigen Blick auf die uns umgrenzenden, eigenartig geformten fahlen Bergeshöhen, an die sich im Südosten die vom Bahnhof etwas abseits gelegene Stadt B... anschmiegt, vom rauschenden Wardar durchschnitten. Sein fernes Brausen dringt in der Abendstille oft bis zu uns — wird aber manchmal noch überlönt von einem mächtig einsetzenden Froschgesang, der mit seinem unbeschreiblich starken Stimmittelaustrwand die Luft fast zittern macht. Unser Zeltlager, von breiten, sauber geharkten Rieswegen durchzogen, wirkt gar freundlich im Sonnenschein. Buchsbaumanzpflanzungen, Steingruppen beleben das Bild. Die gelben Zelte leuchten — mehr noch unser Wohnzelt, ein eroberetes französisches, in sei-

ner hellgrünen Farbe. Es hat niedliche kleine Fensterchen aus Marienglas, die es besonders gemütlich machen. Die inneren Wände haben wir mit allerhand bunten Decken und Tüchern behängt. Denn wir befinden uns ja im Orient — im Lande phantastischer Farben, sonniger Stimmungen, im Zauberlande der Träume und Märchen.... Die malerischen Trachten des Balkans umgeben uns, der Reiz zwanglosen Lebens südlicher Völker. Der Donner der Geschütze ist hier schon längere Zeit verstummt. Wohl läßt das lebhaft militärische Treiben den Krieg nicht vergessen. Aber die südliche Sonne vergoldet auch ihn und vertreibt seine tiefen Schatten. Friedliche Bilder, wohin man blickt. Statt Waffen führen die Feldgrauen Spaten und Hacke. Sie pflügen und säen, sie bauen und zimmern. Deutsche Arbeit, deutsche Ordnung halten ihren Einzug in verödete Stätten vor den staunenden Augen der Türken und Mazedonier. Zur Achtung vor dem siegreichen deutschen Schwert gesellt sich bei ihnen die Dankbarkeit für den wohlthuenden Einfluß deutschen Fleißes. Und zu dem Worte: „Germanski“ wird mit der Zeit mehr und mehr das Wort „Došre“ hinzugesetzt. „Došre Germanski!“ — die guten Deutschen! Deutsch ist Trumpf, das wissen schon die Kinder und das leuchtet aus ihren Augen, wenn sie unsere Lieder zu singen versuchen, wenn sie uns militärisch stramm grüßen und so stolz „Guten Tag“ zurufen. Wir fühlen hier unten schon etwas von der Macht, die wir uns erkämpft — von den Lorbeeren unserer Siege. Verheißungsvolle Gefühle, die wir denen stärfend verkünden möchten, die noch immer der Tod in bitteren Kämpfen umgibt und tröstend jenen, die die Not des Krieges in der Heimat bedrückt.

Wenn es Abend wird — die Sonne hinter den Schneebergen blutrot untergeht, der Mond langsam und feierlich aufgeht, die Sterne in südlichem Feuer glitzern — dann versinken auch die buntflimmernden Bilder hiesigen Lebens, verträumte Melodien ziehen durch die stille Luft.... Sehnsuchtsgedanken wecken sie leise, Gedanken an ferne Lieben, an teure Erinnerungen, an die Heimat — an alle die Werte, deren innerer Glanz in der Nacht dieser Zeit wunderbar aufgegangen ist, und die unsere Sterne bedeuten, zu denen wir hoffend aufblicken.

Die großen und die kleinen Kriegsoffer.

Kriegszeiten sind Opferzeiten. Werte stehen auf dem Spiel, für die der höchste, überhaupt vorstellbare Einsatz ruhig und vorbehaltlos in die Waagschale geworfen wird. Im Frieden denkt der Bürger kaum daran, daß seine Nation und sein Staat ihr Grund und Voraussetzung, Anfang und Ende seines persönlichen Strebens und Schaffens sind. Droht aber der Krieg die Gemeinschaftsorganisation, die ihn überall umfängt, zu zertrümmern, dann denkt er an ihren allem Individuellen übergeordneten Wert und schlägt sein eigenes Dasein für sie in die Schanze. Im Kriege ist die Person nichts und die Nation alles: mit Leid und Tod von Hunderttausenden wird ihre Sicherheit, ihre Größe, ihre Plüte erkauft.

Ein Volkskrieg, wie der unsrige, verteilt auch die Kriegsoffer auf das ganze Volk, keine Klasse, kein Stand kann sich ihnen entziehen. Aber die Opfergleichheit, die sich auf die Schichten und Gruppen des Volkes erstreckt, hört — naturgemäß und notwendig — bei den Personen auf. Zwischen den Opfern der Kämpfer und denen der Nichtkämpfer gibt es keinen Vergleichsmäßigkeitsmaßstab. Die draußen in den Schützengräben das Vaterland verteidigen, sind von allen Bedingungen, von allen Annehmlichkeiten und Sicherheiten ihres bürgerlichen Daseins losgerissen. Die Befriedigung jedes, auch des dringlichsten Bedürfnisses, müssen sie vor den militärischen Notwendigkeiten zurückstellen, ihrem Körper die höchste Leistung abnötigen und dabei die größte Entbehrung zumuten, ihre Gesundheit und ihr Leben als Preis des Kampferfolgs darbieten. Vielleicht verfällt unterdessen in der Heimat das Gebilde wirtschaftlicher Existenzsicherung, das sie in langen Jahren mühsam aufgebaut haben; vielleicht werden sie als Krüppel heimkehren und im Wettstreite des Friedens nicht mehr ihren Mann stellen können. Gewiß: Staat und Gesellschaft werden ihnen dann zu helfen suchen, durch Renten, durch Heilbehandlung und Ausbildung, durch Rat und Tat — und trotzdem wird ein riesengroßes, nie zu vergeltendes Opfer übrig bleiben.

Auch die Dahingeblienen bringen Opfer. Kein seelisch reiches das Leid derer, die um Leben und Gesundheit teurer Angehöriger zittern, da und dort wohl an das heran, was die im Felde ertragen müssen. Aber merkwürdig: während dieses größte Opfer meist still und tapfer hingenommen wird, lösen die viel kleineren Unannehmlichkeiten, die das Völkerringen sonst noch für die Millionen hinter der Front mit sich bringt, Widerspruch und Klage aus. Man „spürt“ den Krieg auch im Lande; wie könnte es bei seiner Ausdehnung, seiner Dauer und dem ausgesprochenen wirtschaftlichen Charakter, den unsere Feinde ihm gegeben haben, anders sein? Wir müssen zum großen Teile härter arbeiten als im Frieden und können weniger genießen. Viele müssen die Arbeitsplätze der ins Feld Gezogenen mit ausfüllen. Zahlreiche Frauen in den Städten wie auf dem Lande sind auf sich selbst und ihre eigene Kraft gestellt und haben ohne Hilfe Schwierigkeiten zu überwinden, denen zu begegnen in Friedenszeiten Sache des Mannes war. Die wirtschaftliche Arbeit ist

vielfach schwerer, hindernisreicher geworden, weil die gewohnten Hilfsmittel des Friedens — Rohstoffe, Arbeitskräfte — fehlen. Und — der Gegenstand der lebhaftesten Beschwerde — der Verbrauch ist beengt. Unsere Feinde wollten uns aushungern. Das ist ihnen gründlich und dauernd mißlungen, aber zur Einschränkung konnten sie uns zwingen. Wir empfinden natürlich, daß uns das Getreide, die Futtermittel, die Fettstoffe, die Eier, die Seesische fehlen, die wir im Frieden so massenhaft aus dem Auslande — zum großen Teil aus dem gegenwärtig feindlichen oder durch die britische Flotte von unseren Häfen abgeschnittenen — einfuhrten; wir fühlen es im Vorratsangebot und an den Preisen. Wir brauchen nicht zu hungern und im Ganzen auch keineswegs zu darben; aber wir müssen da und dort verzichten und entbehren. Darüber wird nun so viel geredet, daß unsere Feinde sich einbilden, dieses Verzichtens- und Entbehrenmüssen könnte unseren Willen zum Durchhalten schwächen, — woran in Deutschland bekanntlich kein Mensch denkt.

Niemand leugnet, daß das Volksnahrungsproblem in diesem Kriege ungeheuer wichtig ist, daß alles getan werden muß, um es möglichst billig und sozial zu lösen, daß innerhalb der Grenzen des irgend Erreichbaren so etwas wie ein Ernährungsprivileg der Minderbemittelten geschaffen werden muß. Wenn man dies alles zugibt, darf man aber doch fragen, ob nicht die Mißlichkeiten und Unannehmlichkeiten, die sich aus der unvermeidlichen Nahrungsmittelnappheit ergeben, dem gegenüber, was draußen ertragen und geleistet wird, etwas allzulaut betont werden. Wir messen unsere Ernährungsschwierigkeiten an den Gewohnheiten des Friedens; da scheinen sie riesig ernst und groß. Wir sollten sie an der Kraftanstrengung und den Entbehrungen unserer Krieger messen; da sind sie doch recht klein und unbedeutend.

Mit viel Befriedigung veröffentlichten Briten und Franzosen immer wieder Briefe, die aus der Heimat an deutsche Soldaten an der Front gerichtet wurden und Sätze aus deutschen Zeitungen, in denen geklagt wird, daß das Fleisch und die Butter so furchtbar teuer seien, daß man keine Margarine bekomme, und daß es überhaupt nicht mehr aushalten sei. Merkwürdig, daß es noch immer Leute gibt, denen das Maß für die Opfer an der Front und in der Heimat so vollständig fehlt, daß sie solche Briefe schreiben. Es ist, wie wenn man jemandem ein Bein abgenommen werden soll, vorlaut daß man Schnupfen habe. Die Beschränkungen, die wir uns hier im Lande auferlegen müssen, sind sicherlich unangenehm. Aber jedermann weiß doch, daß der Krieg unsere Truppen draußen gar nicht so selten in Lagen bringt, in denen sie tagelang mit einer Ernährung behelfen müssen, die keinem Menschen innerhalb der deutschen Grenzen zugemutet wird.

Etwas mehr Unterscheidungsvermögen für die kleinen und die wahrhaft großen Opfer dieses Krieges wäre sehr erwünscht.

Südd. Herrschafts-Blatt.

Der
Von
Dem
Ihn,
Des
Das
Vom
Zu
Ja,
Doch
Das
Der
Der,
Des



Zum Hindenburg-Bild

von Professor Ritter.

Dem Meister Heil, der uns das Bild des Helden
So lebenswahr, so trefflich wiedergibt,
Von dem des Ostens Wundersiege melden,
Dem unsres Volkes Jubelhymnen gelten,
Ihn, dem ganz Deutschland dankt, ihn ehrt und liebt.

Des Künstlers Hand ist hier ein Werk gelungen
Das ebenbürtig wohl des Vorbilds ist:
Vom Pulsschlag warm, vom Atemzug durchdrungen,
Zu leben schier die Leinwand ward gezwungen —
Ja, daß es nur ein Bild, sich fast vergißt.

Doch was vor allem tief uns muß bewegen,
Das ist der Ausdruck, ist der Ernst und Geist,
Der aus den Fügen spricht, den stimmungregen,
Der, unter dieser Feldherrenstirn gelegen,
Des Weltkriegs ganze Schwere uns beweist.

Still ruhend sitzt der Held, doch die Gedanken —
Das sagt der Augen sinnend scharfer Blick —
Sie kennen weder Ruh noch Raumeschranken,
Sie schaffen weiter sonder Raft noch Banker
An seines Siegesheeres Kriegsgeschid.

Schau'n wir des Schlachtenmeisters Bild, ein Flehen
Steigt brünstiglich zum Schlachtenlenker auf:
„Du Allgerechter, wollest zu ihm stehen,
Laß fürder deine Gnade ihn umwehen,
Und schirm' ihn weiter, Du — im Siegeslauf.

Dir aber, Meister, Dank, der uns gegeben
Dies Heldenbild, so lebenswahr, so wert,
Den längst erworb'nen Ruhm zum höchsten heben,
Wird stets mit seinem auch Dein Name leben:
Dein Pinsel auch ist deutsches Siegeschwert.

Denn nicht allein das feldgrau Volk in Waffen
Ringt um den Sieg in diesem Weltkriegsstreit,
Was deutscher Fleiß und Forschungsgeist erraffen,
Was Wissenschaft, Kultur und Kunst uns schaffen,
Hilft mit zu Deutschlands Unbesiegbarkeit.

Alberta von Freyendorf.

Einige Zahlen über die Kriegskosten der am Weltkrieg beteiligten Völker.

Einen Krieg zu führen, kostet Geld! Wir können jedoch die erfreuliche Tatsache feststellen, daß die Kriegsausgaben unserer Feinde bedeutend größer als die unsrigen sind. Ja, im März 1916 konnte der Staatssekretär des Reichsschatzamtes Dr. Helfferich im Reichstage unter dem Beifall der Abgeordneten die Erklärung abgeben, daß sich das Verhältnis der Kriegskosten von uns und unsern Bundesgenossen zu den Ausgaben unserer Feinde wie 1 : 2 stellt und somit gewissermaßen „umgekehrt proportional zu den erzielten Erfolgen ist.“

Unsere Kriegsausgaben ohne diejenigen unserer Verbündeten betragen augenblicklich monatlich etwa 2 Milliarden Mark, das sind etwa 66 Millionen Mark für jeden Tag oder eine Mark für jeden Tag auf den Kopf der Bevölkerung.

Die gesamten täglichen Kriegsausgaben von uns und unsern Verbündeten gibt im März 1916 der Reichsschatzsekretär auf 110 Millionen Mark an, so daß auf Oesterreich-Ungarn, die Türkei und Bulgarien zusammen etwa 40—45 Millionen Mark für jeden Tag entfallen.

240 Millionen Mark dagegen betragen die täglichen Kriegsausgaben unserer Feinde! 100 Millionen Mark entfallen hiervon allein auf England, also ein um etwa 50 % höherer Betrag als bei uns. Auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet machen die Kriegsausgaben in England sogar einen Betrag von 2 Mark für jeden Tag aus, also die doppelte Summe wie bei uns.

Die gesamten Kriegsausgaben seit Beginn der Feindseligkeiten bis März d. J. berechnet der Reichsschatzsekretär bei uns und unsern Verbündeten auf 50—55 Mil-

liarden Mark, während sie bei unsern Feinden zusammen 100—105 Milliarden ausmachen werden.

Dabei haben wir aber auch noch den großen Vorteil, daß unsere Kriegsausgaben zum größten Teil im Lande bleiben, während unsere Gegner Milliarden über Milliarden an das Ausland entrichten müssen.

Bei uns in Deutschland bringt Landwirtschaft und Industrie alles das auf, was wir zum Leben und zur Fortführung des Krieges brauchen und darin liegt eine Gewähr für uns, daß wir den auf dem Gebiet der Kriegsfinauzen errungenen Vorsprung auch fernerhin behaupten werden.

Im März 1916 ist zur Bestreitung der Kriegskosten in Deutschland die 4. Kriegsanleihe aufgelegt worden. Auch dieses Mal ist wieder eine gewaltige Summe und zwar 10,7 Milliarden Mark zusammen gekommen.

Die 4 Deutschen Kriegsanleihen haben nunmehr zusammen eine Höhe von 36 Milliarden Mark erreicht, das sind 11,6 % unseres sich auf 310 Milliarden Mark belaufenden Volksvermögens. Die jährlichen Zinsen dieser Anleihen machen etwa 1,8 Milliarden Mark aus, welche Summe etwa 4 % unseres jährlichen Volks-Einkommens von 43—45 Milliarden Mark darstellt.

Wir wollen gewiß die großen Verpflichtungen, welche durch die ungeheuren Kriegsausgaben an das Reich herantreten werden, nicht unterschätzen, wir dürfen aber auch das feste Vertrauen haben, daß die finanzielle Kraft Deutschlands ebenso wenig gebrochen werden kann, wie der Kampfesmut seiner Truppen.

Wendekamp, *Mittmeister d. N.*, III. 20, b. Stab Inf.-Regt. 180, 26. Ref.-Div., 14. N.-K.

Das deutsche Heldenlied.

Biska Luise Schember.

Wenn des Geschehens Woge drängt und treibt,
Die gottentflammte Dichterin „Geschichte“
Am allgewaltigsten der Weltgedichte,
Am großen deutschen Heldenliede schreibt:

„Das deutsche Volk, es schlug die Völkerschlacht;
Das deutsche Volk, es kämpft den Völkerkrieg!
Schon holt's zum letzten Schlage aus mit Macht —
Die deutschen Domesglocken läuten Sieg!

Es siehet hocherbob'nen Hauptes da
Ruhmesüberstrahlt im blutbetrauten Feld,

Die starke Schnitterin Germania,
Die Ueberwinderin der ganzen Welt.

Aus Hochinn, Seldenkraft und Glaubensstärke
Gewoben ist das königliche Band,
Das ihre Stirn umwindet. Ihre Werke
Sind Gottes Ausfaat in der Erde Land!“

So am gewaltigsten der Weltgedichte,
Am großen deutschen Heldenliede schreibt —
Die gottentflammte Dichterin „Geschichte“,
Wenn des Geschehens Woge drängt und treibt.

Das
barten
Ein D
dort be
diesen V
trotz der
Linie ja

Volle
einem
den. T
schon d
schwerer
und ha
Kreuz,
ren Kri
der mit
jes lag.

Schon
Späther
bel zog
das sich
breitete.
einem
Kriege
spannte
wandte
neben
mächtig

„Da
gelteige
ihren C
Doch hi
zulassen
mal ve

„Was
uns ma
„Na,
sollen i
Hauptn
Nur
tes Lac

„Wo
längst
„Soll
Hauptn
„Was
und her
ner Ab
Sie hä
im Du
Bald

Ich hatt' einen Kameraden.

Von Freiherr von Ribelschütz †, Ripsdorf bei Dresden.

Das Bataillon wurde plötzlich zur benachbarten Division als Reserve herangezogen. Ein Durchbruch farbiger Truppen wurde dort befürchtet. Man brannte darauf, mit diesen Bestien Bekanntschaft zu machen, aber trotz der wilden Schießerei in der vorderen Linie schien man nicht eingesezt zu werden.

Voller Ungeduld lag man wohlgedeckt in einem Wäldchen und wartete des Kommenden. Da war keiner unter ihnen, der nicht schon die Feuertaufe erhalten hatte. In schweren Kämpfen waren sie erprobt worden und hatten bestanden. Das bewies das Kreuz, das auf der Brust so manchen wackeren Kriegers erglänzte. Auch den Fähnrich, der mit seinem Zuge am Rande des Gehölzes lag, schmückte das Ehrenzeichen.

Schon brach die frühe Dämmerung des Spätherbsttages herein, und ein leichter Nebel zog in Schwaden über das Wiesenland, das sich zu beiden Seiten des Fließchens breitete, das dort in der Niederung gleich einem Silberband erglänzte. Der junge Krieger blickte durch das Glas mit angespannter Aufmerksamkeit hinaus. Nun wandte er den Kopf, sein Hauptmann war neben ihm aufgetaucht im Schutze eines mächtigen Baumstammes.

„Da tanzen die Nebelfrauen ihren Ringelreigen, Fähnrich. Bald werden wir vor ihren Schleiern nichts mehr sehen können. Doch hören Sie, die Schießerei scheint nachzulassen, die schwarzen Teufel sind wieder mal vergebens losgestürmt.“

„Was wollen die frierenden Kerls gegen uns machen? Kanonensfutter! Nichts weiter!“

„Na, nur nicht zu üppig, Fähnrich, sie sollen im Buschkrieg nicht ohne sein“, warnte Hauptmann Heller.

Nur ein übermütiges, wenn auch gedämpftes Lachen war die Antwort.

„Wo nur die Patrouille bleibt, sie müßte längst zurück sein“, sagte der Vorgesetzte.

„Soll ich mal zu dem Gebüsch hinüber, Herr Hauptmann, die Aussicht ist dort freier.“

„Warten Sie, ich komme mit“, rief Heller und benachrichtigte den Adjutanten von seiner Absicht. „Los, Fähnrich, man sagte mir, Sie hätten Augen wie ein Luchs und sähen im Dunkeln.“

Bald lagen sie nebeneinander im dichten

Unterholz, das im Umkreis einer verborgenen Quelle gleich einem Urwald im Kleinen emporgeschossen war. Vor ihnen brauten die Nebel weiter mit ihren weißen Spufgestalten und den langen, immer dichter werdenden Schwaden.

Prüfend ließ der Hauptmann sein Auge auf dem jungen Menschen ruhen, der sein auserwählter Liebling war, dann sagte er befriedigt: „Das Kriegshandwerk bekommt Ihnen gut, Fähnrich. Wie haben Sie sich gemauert, körperlich und seelisch.“

In den blauen Knabenaugen des Angeredeten leuchtete es auf. Einen kurzen Augenblick lösten sie sich von dem Glas und wurzelten in denen des Vorgesetzten. „Weil Herr Hauptmann sich des Verwaisten so freundlich annahm. Und —“, setzte er noch stürmisch hinzu — „auch die anderen Herren. Ich bin nie mit Liebe verwöhnt worden, Herr Hauptmann.“

„Ich weiß — ich weiß“, bestätigte Heller. „Das Leben hat Ihnen übel mitgespielt.“

„Jawohl, Herr Hauptmann. Aber jetzt verwöhnt es mich um so mehr. Das Regiment ersetzt mir das fehlende Vaterhaus, und die Herren —“

„Die Kameraden, wollten Sie sagen, haben Sie wie einen jüngeren Bruder in ihrer Mitte aufgenommen. Nicht so, Fähnrich? Das war Ihnen das Schicksal schuldig, da der harte Vormund, wie ich weiß, Sie an allem darben ließ.“

„Onkel hat selber kaum genug zum Leben“, entschuldigte Vorke, der längst das Glas wieder am Auge hatte. Doch ließ er es wieder fallen, weil die Hand des Vorgesetzten ihm wohlwollend einen kräftigen Schlag auf die Schulter gab.

„Was hat übrigens der alte Herr zum Eisernen Kreuz gesagt?“

„Daß ich ihm das schuldig gewesen wäre.“

„Hm!“

„Ach, ich habe ja das Regiment.“

Ein solcher Jubel lag in den Worten, daß Heller dem jugendlichen Schwärmer, der doch so tapfer seinen Mann stand, gerührt seine Hand entgegenstreckte. Einen kurzen Augenblick lagen die Hände zu festem Druck ineinander. Es war ein Gelöbniß, dem Vorke unwillkürlich Worte lieh: „Was ich

dazu tun kann, daß sie heil zu Ihrer Frau Gemahlin heimkehren, wird gemacht.“

„Aha, da kommt's heraus!“ Seller lachte herzlich in sich hinein. „Sie haben wohl meiner Frau gegenüber ein Gelübde abgelegt, Fährnich?“

In den schönen, klaren Augen Borke's las er die Antwort, um dann vor sich hinzumurmeln: „Törichte, kleine Frau!“

Mit dem Ausdruck glühender Sehnsucht blickte er in das Nebelmeer hinaus, das der aufgehende Mond zu silbernen Fluten wandelte. Die jungen Augen Borke's lagen zärtlich auf ihm, und er gedachte der gütigen Frau, der er mit Handschlag gelobt hatte, des geliebten Mannes Schutz und Schirm zu sein. So spähte er auch jetzt wieder aufmerksam in die klarer werdende Nacht.

Bewegen sich nicht dort die Halme des gelben Schilfgrases, das hier und dort das Grün der Wiesen unterbrach? Da, jetzt wieder.

„Da kommen die Unsrigen, Herr Hauptmann“, flüsterte er. — „Wo?“

„Dort. Die Halme! Sie kriechen auf uns zu.“ Er deutete nach links.

„Ich sehe nichts“, sagte Seller und rückte seitwärts, um besseren Ausblick zu haben.

„Da einen Kopf, ganz deutlich.“

„Was Sie für Augen haben, Fährnich.“

„Soll ich ein Zeichen geben?“

Borke wandte ihm rasch den Kopf zu, gerade zur rechten Zeit. Ein schwarzer Schatten flog mit fahenartigem Sprung im Rücken des Hauptmanns aus dem Wirrnis des Gezweiges empor und saß dem Feind würgend an der Kehle, mit der Rechten das Messer schwingend.

Ein Schuß, und die schwarze Bestie lag röchelnd am Boden.

„Danke, Kamerad!“ erklang es zu ihm hin, und dann sah sich Borke schon im wilden Ringen mit einem neu anspringenden Feind. Doch schon hatte der Schuß Hilfe gebracht. In wildem Ansturm brach es aus dem nahen Waldbrand heraus. Es gelang, die Schwarzen auf der offenen Wiese zu stellen und zu umkreisen, bevor sie in dem Dickicht zu einer schweren Gefahr wurden. In lautlos erbittertem Kampf tat Bajonett und Messer seine blutige Arbeit, bis auch der letzte erledigt war. Die vermifchte Patrouille fand man in der Niederung — tot. Sie waren alle erwürgt.

Diese Episode bildete den überraschenden Schluß des Kampftages, und das Bataillon

lag bald darauf in Reserve auf dem Kirchhof eines gänzlich zerstörten Dorfes in der Niederung, und Hauptmann Seller mit seiner Kompanie in der Kirche selber, deren Dach zerstört war, aber deren Kreuzgewölbe noch wohl erhalten auf seinen Pfeilern ruhte. „Fährnich, kommen Sie hierher“, befahl der Hauptmann kurz und deutete auf das Strohlager an seiner Seite.

„Sie sind doch nicht verwundet, Fährnich?“ fragte Seller besorgt auffahrend, er glaubte ein Schwanken des auf ihn Zusireitenden zu bemerken.

„Eine Schramme, weiter nichts, Herr Hauptmann“, wehrte Borke ab, und als der Vorgesetzte sich beruhigt auf das Stroh niederließ, das die Stufen zum Chor deckte, suchte sich der Fährnich seinen Platz neben dem Altar. Er blieb aufrecht sitzen und legte den Rücken an den kalten Marmor. Das Atmen wurde ihm schwer, und seine Hand tastete behutsam nach der Brust, an die Stelle, wo ihn das Messer des Schwarzen gestreift hatte. Einem leise stechenden Schmerz schenkte er in der Erregung der Nerven keine weitere Beachtung, denn seine Augen verloren sich bewundernd in dem Halbdunkel des Kirchenschiffs.

„Nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen“, brauste es durch das Gewölbe, und die draußen auf dem Kirchhof lagerten, stimmten andächtig mit ein. Auch der Fährnich sang begeistert die ersten Worte, bis ein kurzer Husten ihn unterbrach. Der Schmerz wurde heftiger, noch fester lehnte er sich an die kalten Steine zurück.

Es folgten Vaterlandslieder, eins nach dem andern, und dann klang das schlichte Volkslied auf: „Ich hatt' einen Kameraden.“

Hauptmann Seller wandte den Kopf Borke zu. Es war ihm, als gälte das alte Lied besonders ihnen beiden.

Der Mond war indessen weiter gewandert und seine matten Strahlen trafen das totenbleiche junge Gesicht des Fährnichs, dessen große, unnatürlich weit geöffnete, glänzende Augen zu einer Glorie verklärend.

„Fährnich! — Mein Gott, was ist Ihnen!“

Seller griff zu und stützte die nach dem letzten Atemzug ringende junge Brust des tapferen Helden, während drunten das Lied wehmütig verhallte:

„... Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!“

In de
wurde
Kaltirei
je sen. do
hister ab
Scha pla
von Sche
fels Aug
deo“ un
als prach
voller
Ausichts
punkt an
Oberhei
bekannt
und besuc
war, zu e
ner starke
Natur-
festung
ausgebau
Der unb
streitbar
hohe st
teigiche
Wert di
der Felie
steite wä
rend do
gegen-
wärtiger
Welttrie
ges, wir
uns in
spätere
Jahren i
General
stabswe
dargeleg
werden
So hab
in den
ersten
Kriegste
gen im A
auß 191
gegen di
liche Ar
der Fra
südlichen
hundert.

Der Isteiner Klotz.

Deutsche Felsenfeste am Oberrhein.

In den letzten Jahren vor dem Krieg wurde der Klotz bei Istein, ein gewaltiger

Uns Bewohnern der Südwestecke Deutschlands ist der Isteiner Klotz treuer Schutz und



festen der bisher als Schauplatz von Scheitern und als prachtvoller Aussichtspunkt am Oberrhein bekannt und besucht war, zu einer starken Naturfestung ausgebaut. Der unbesiegbare hohe strategische Wert dieser Felsenfeste während des gegenwärtigen Weltkrieges, wird uns in späteren Jahren im Generalstabswerk dargelegt werden. So haben in den ersten Kriegstagen im August 1914 die schweren Geschütze des Istein gegen die von Belfort heranrückende feindliche Armee gedonnert und einen Einbruch der Franzosen in Oberbaden und in den südlichen Schwarzwald wirkungsvoll verhindert.

Scharm.
Hören wir auch fast täglich den Geschützdonner aus den Vogesen, haben wir auch manchmal Besuche feindlicher Flieger, und werden dann durch die Abwehr der Kanonen und Maschinengewehre mitten in den Krieg hineinversetzt, wir kennen keine Furcht, wir sind Deutsche, die auf ihre Kraft, auf das unvergleichliche Gelbenheer und die Isteiner Feste mit guter Zuversicht bauen dürfen.

Die Felsenfeste von Istein
Läßt keinen Feind ins Land herein,
Und wird ein treuer Hüter sein
Für alle Zeit am Oberrhein!

Freiburg i. B.

Franz Grosholtz.

Der Adler von Lille.

Der Ruhm der besten Fliegerkunst wurde nicht allzu lange vor dem Kriege von vielen den Franzosen zugeschrieben. Und sie taten das Ihre an nationaler Reklame, diesem Glauben stetig Nahrung zu geben. Inzwischen schwieg man in Deutschland, aber man arbeitete umso mehr. Deutsche Art. Und die letzten Friedensjahre ließen die französische Fliegerwelt — Konstrukteure sowohl wie Piloten — aufhorchen und unruhig nach Deutschland blicken. Denn die Zeit des Schweigens und der Arbeit war nicht umsonst gewesen. Nein, weiß Gott, das war sie nicht: eine deutsche Flugzeug- und deutsche Fliegerkunst war entstanden, die den Leuten jenseits des Rheins allmählich als die Ahnung einer mit Recht zu fürchtenden Konkurrenz aufdämmerte. Der „Norddeutsche Rundflug“ . . . Wettbewerbe aller Art . . . ein Rekord nach dem anderen wird von deutschen Fliegern, deutschen Maschinen für uns erobert . . . ja, man mußte es merken — in Frankreich, England und überall — daß wir da waren und uns auf nicht zu übersehende Weise bewähren würden. Und auch dann überließ man weiterhin die Ruhmredigkeit den Franzosen, schwieg und arbeitete wie vorher . . .

Dann begann der Krieg. Frankreichs Söhne brühten sich ihrer Ueberlegenheit, Englands Sportleute hielten sich für bombensicher, die Zeitungen der Alliierten schwuren auf den Sieg, zumindest auf den Sieg in den Lüften. Die Franzosen wähten im freien Element verwegener zu sein, die Engländer behaupteten, die schnellsten Aufklärungs- und Kampfmaschinen der Welt zu haben, ja selbst die dem modernsten Fortschritt sonst nicht allzu geneigten Russen beriefen sich auf die Riesenflugzeuge ihres Schigorosky. Der Krieg änderte die Ansichten, stellte jede Meinung auf den dem praktischen Erfolg entsprechenden Platz —, und bald raunte es im französischen, im englischen und im russischen Lager: die deutschen Flugzeuge sind die besten, die deutschen Flieger sind die besten.

Unsere großen Maschinen erwiesen sich als die sichersten und leistungsfähigsten, unsere Flieger als die kühnsten und bestausgebildetsten. Gefrönt wurde dieser nicht auf Reklame, sondern auf der unabweislichen

Praxis und Realität des Krieges beruhende Ruhm durch das kleine Rennflugzeug, das von Leuten beherrscht wurde, die zugleich Helden und Meister waren, von Immelmann, Bölske und anderen . . . Das war der Sieg der deutschen Fliegerwaffe, die über die Gegner triumphierte!

Unsicher ist das Schicksal des Soldaten, am schwankendsten das des Flugzeugführers. Es ist ein von Tag zu Tag wiederholtes Spiel auf Tod und Leben; was heute wieder gelang, kann morgen ein Ende finden, ein Ende auf ewig.

Immelmann ist tödlich abgestürzt. Ein Telegramm aus dem Westen brachte die Meldung, knapp, sachlich und erschütternd. Immelmann! . . . Der Name dieses 26jährigen war zu einem festen Begriff geworden, der sächsische Kadett, der zu einem Beherrscher des vom Krieg durchtosten Luftreichs wurde, dieser scharfe, mit seinen drei Silben kräftig hinausgeschleuderte Name bedeutete nicht mehr und nicht weniger, als den Begriff des jungen, brausenden Heldentums.

Ein sächsischer Kadett, in der Maschinenbaukunst ausgebildet, tritt zu Kriegsbeginn in ein Eisenbahnregiment. Bald genügt ihm nicht mehr der Kreis seiner Tätigkeits, er läßt sich zu den Flugzeugtruppen abkommandieren, kommt im April des Jahres 1915 als unbekannter Flieger nach der Westfront. Schnell entwickelt er sein großes Talent. Er wird Spezialist als Führer des kleinen Kampfbataillons, Spezialist im Schießen auf die feindlichen Motorvögel, Spezialist im Heldentum.

Ruhm an den Namen gehettet, schlägt er in Lille sein Standquartier auf, wird zum Schrecken der Engländer. Er erhält das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse, die höchste Auszeichnung — den Orden pour le mérite —, der Kaiser schreibt ihm. Die Engländer ehren den Feind mit einem Kriegsnamen, sie nennen ihn den „Adler von Lille.“

Auf Erden ist er verschlossen. Erst vor dem Flugzeug taut er auf, wird selbstsam und lebendig. Es ist der Adler, der sich zum Aufschwung in das ihm heimische Element der Luft bereitet. Leicht und blitzschnell gehorcht der Apparat Immelmanns

Führung
er. Er
lich der
dem, für
Flieger
heit, die
die Adler
berz In
der den C
beralstür
Name ih
Zünftz
melmann

Prof.
Kriegsze
„So, n
A Bades
Landweh
gibt, daß
agnie a
Badezug
gen sind
argert er
der neuer
mehr da
Schmutz
werden.
auf ein
fübel, in
Warten
graben a
teil, die
Die K
Da f
Herr
einen P
Ein Un
in acht
Gruppe
Franz
Barole
Doch
Der qu
recht beo
überall
men“,
Deutsch
fleiden.

führung. Höher und höher steigt der Flieger. Er ist allein im Aether, vor ihm bobrt sich der Stern der Schraube mit donnerndem, furrendem Sang in den Aether. Der Flieger und seine Maschine sind eine Einheit, die Spanndrähte des Apparates sind die Adern, der ruhig pochende Motor ist das Herz Zimmelmanns, des Adlers von Lilla, der den Begner sucht und findet, sich auf ihn herabstürzt wie der stolze Vogel, dessen Name ihm zur Ehrung neu belehrt wurde. Fünfzehn feindliche Flugzeuge hat Zimmelmann zur Strecke gebracht.

Nun ist er selbst dahin; aber nicht der Feind hat ihn gestürzt, nur das Element, das sich noch immer gegen die Macht des Menschen wehrt, nur das Element konnte den Adler von Lilla bezwingen.

Er schwieg und arbeitete, solange er lebte — Brüder seines Ruhmes, Völker und andere, werden sein Werk fortsetzen bis zum letzten Tage dieses Krieges.

Der Name Zimmelmann aber wird ewig leben, ewig auch der Name, mit dem ihm der Feind selbst die höchste Ehre erwies: der Adler von Lilla . . . A. B.

Der Badezug.

Prof. Göbler schreibt in der „Lillaer Kriegszeitung“:

„So, was is denn dös? Kann dös aa sei? A Badezug!“ So denkt Franzl, der biedere Landwehrmann, als der Feldwebel bekannt gibt, daß morgen früh um 9 Uhr die Kompagnie antritt, um auf den Bahnhof zum Badezug zu marschieren. Seine Erwartungen sind nicht sehr hoch gespannt, und fast ärgert er sich, daß es im Ruhequartier wieder neuen Dienst gibt, und man nicht einmal mehr das Recht hat, seinen wohlverwobenen Schmutz nach eigenem Gutdünken los zu werden. Schließlich aber rechnet Franzl doch auf ein paar im Zuge aufgestellte Wasserfässer, in denen es zur Not nach langem Warten möglich sein wird, den vom Schützengraben am meisten mitgenommenen Körpertheil, die Füße, zu reinigen.

Die Kompagnie kommt am Bahnhof an. Da steht das Zügler!

Herrgott, ein Hochgefühl, einmal wieder einen Personenwagen besteigen zu dürfen. Ein Unteroffizier teilt die ersten 48 Mann in acht Gruppen zu sechs ein, und jede Gruppe besetzt alsbald ein Abteil.

Franzl steigt ein und denkt nur an die Parole „Heimat“.

Doch seltsam, das Zügler fährt nicht ab. Der gutgeheizte Wagen dritter Klasse ist recht bequem und geräumig. Er ist belgisch, überall steht „niet rooken“ und „niet spuwen“, was Franzl sofort in klassisches Deutsch übersetzt. Man beginnt sich zu entleiden. Aber nirgends im Wagen Brausen

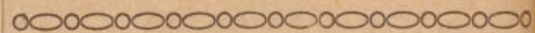
und Wannen; das einzige, was mehr als sonst darin ist, sind Kleiderhaken an jedem der 48 Sitze. Wo bleibt das Bad? denkt Franzl, der sich ungern frozzeln läßt. Da entdeckt er in einer Ecke ein großes Plakat mit der Aufschrift: „Nur Seife ins Bad, kein Handtuch.“ Mit geländegeübtem Blick schließt er daraus, daß es dort in der Nähe doch zum Bad gehen muß. Das Auskleiden ist beendet, und unser Franzl schlüpft sich im Adamskostüm, nur mit der unzertrennlichen Erkennungsmarke — und aus Versehen mit dem leeren Brustbeutel — bekleidet, in der Hand die verlangte Seife, dem Gänsemarsch der Kameraden an, welche sich durch den schmalen Wagengang auf einem Holzrost, ganz wie im Schützengraben, in den nächsten Wagen begeben. „So, was is denn dös?“ so ertönt nochmals der Ruf, diesmal nicht des Zweifels, sondern des höchsten Erstaunens. Und es reißt ihn mit, als die ganze Gesellschaft im Sturm die drei aneinander stoßenden Güterwagen besetzt, welche nach D-Zugart an drei — bei belgischen Güterwagen beliebten — Deffnungen der Stirnseiten miteinander verbunden sind. Von selbst, ohne Kommando stellt sich jeder unter eine der an der Decke angebrachten Brausen und möchte am liebsten gleich öffnen und loslassen. Auch Franzl schaut an die Decke und sucht nach einem Hahn, bis die Brause plötzlich zu fließen beginnt und er gleich eine Ladung Wasser in Nase und Mund bekommt. Ein Freudengebrüll der gesündesten und vertwegendsten Naturlaute

geht durch die Reihen. Und immer wärmer und stärker strömt das Wasser von oben. Der Schmutz des Körpers beginnt in diesem Hagel von Strahlen langsam sich umzuordnen, bis sein vollständiger Rückzug nach unten entschieden ist. Plötzlich hört das Wasser auf zu fließen. Es ertönt ein Kommando: „Einseifen!“ Und alles reibt und pukt; kameradschaftlich steigt man sich scheuerweise auf den Buckel gegenseitig hinauf, bis die Brause aufs neue einsetzt und gründliche Arbeit macht. „Dös is schöner als der ganze Krieg!“ äußerte sich Franzl vergnügt; ein anderer meint: „So darf's den ganzen Tag regnen,“ und wieder einer wünscht sich, daß jetzt eine englische Suffragettenkompanie aufmarschieren tät. Doch ist es keine Zeit, zu philosophieren. Draußen warten schon neue Badelustige. Es geht zurück in den Ankleidewagen. Nach wenigen Minuten hüpfst einer nach dem anderen vorwärts und begeistert die Trittbretter hinab, um einer neuen Gruppe von 48 Mann Platz zu machen. In 20 Minuten hat sich die ganze Baderei vollzogen. —

Dieser Badezug ist in Wirklichkeit eine außerordentlich hygienische Tat. In den ersten vier Wochen, da er in dem Korps umlief, von dem und für das er gemacht worden ist, hat er nicht weniger als 12 559 Soldaten die Wohltat dieser gründlichen Körperreinigung verschafft. Er fährt — mit gelegentlichen Pausen zur Generalreinigung — im Bereiche des Korps ununterbrochen hin und her und nimmt Aufstellung auf den Bahnhöfen, wohin die Truppen aus den Ruhequartieren anmarschieren. Ohne daß mit dem Wasser gespart werden muß, können gut 800 Mann an einem Tage gebadet werden, d. h. mit einer Füllung des Kesselwagens, in dem das Wasser mitgeführt wird. Dazu kommt noch als Tagesleistung die durchschnittlich zehnmalige Füllung der Offizierswanne, die der Zug noch mit sich führt. Der Kesselwagen, der an der Lokomotive und den Tender sich anschließt, ist ein französischer Sprittwagen. Die übrigen Wagen, drei Güter- und zwei Personenwagen, sind belgisch, wie die Lokomotive, die den poetischen Namen „Nixe“ jetzt führt. Der Wasserwagen mit 17,3 Kubikmeter Inhalt wird jeden Abend an einer ausgiebigen Wasserstelle, wohin ihn die Lokomotive führt, gefüllt. Das Wasser wird

durch Frischdampf der Lokomotive leicht vorgewärmt, in der Hauptsache aber erst im Augenblick des Verbrauchs durch Zuleitung von Dampf auf die gewünschte, an einem Thermometer von außen ablesbare Temperatur gebracht. Das erwärmte Wasser, in der Regel auf 38 Grad Celsius, wird durch Luft- und Dampfdruck in die Brausen gebracht, und zwar vermittels Röhren, welche unter den drei Güterwagen durchlaufen und für jeden senkrechte Abzweigungen haben. Die Brausen hängen in regelmäßigen Abständen an der Decke, es sind im ganzen 38, die jedoch so stark streuen, daß auch zwei Mann unter eine sich stellen können. Die Güterwagen selbst sind im Innern mit durchgehender Dampfheizung versehen und haben Bänke zum Aufstellen der Füße und Wandbretter zum Auslegen der Seife. Im vordersten Güterwagen ist ein kleiner abgetrennter Raum als Offiziersbad eingerichtet. Eine große Emailwanne, Brause und sonstige Badebequemlichkeit füllen den Raum praktisch und behaglich aus. Den Schluß des Zuges bildet ein an den Aus- und Ankleidewagen sich anschließender Personenwagen zweiter Klasse, der sogenannte Dienstwagen, in dem das Personal des Badezuges wohnt und schläft, nämlich ein Führer, ein Unteroffizier, zwei Mann, ein Lokomotivführer und ein Heizer.

Der Badezug ist von Mannschaften der Fernsprecharteilung des Korps in einer in dessen Bereich gelegenen Fabrik aus lauter einheimischem Material in wenig Wochen eingerichtet worden. Eine Truppe, die alle drei Wochen zu diesem erfrischenden Bad kommt, hat nun sicherlich an Leistungsfähigkeit vor denen etwas voraus, welchen diese Wohltat nicht zugeführt werden kann.



+ + Deutscher Spruch. + +

Deutsch sein heißt treu sein
Im Wirken und Sinnen,
Deutsch sein heißt stark sein
Nach außen und innen,
Deutsch sein heißt kühn sein
Und Großes beginnen,
Deutsch sein heißt fest sein
Und Alles gewinnen!

Franz Großholz.



∞ Badische Heldentaten. ∞

Für Einsendung weiterer kurzer Beiträge von bad. Kameraden ist der Schriftleiter sehr dankbar.

Wie zwei Feldgräue ganz allein einen Schützengraben nahmen.

(Musketier Johann Friedrich Saenger aus Gagelbad im Schwarzwald und Reservist August Scheuble aus Lienheim im Schwarzwald.)

Am 25. Oktober lag das Regiment im Halbkreis auf durchschnittliche Entfernung von etwa 400 Meter in flüchtig aufgeworfenen Schützengraben vor dem Ost- und Nordoststrand von Givenchy chez la Bassée. Am Oststrand standen Franzosen, am Nordoststrand Engländer.

Gegen 2 Uhr nachmittags kam der Befehl zum Angriff. Die 7. Kompagnie, die sich dem vorspringenden Ostausgang vor Givenchy chez la Bassée ungefähr gegenüber befand und ein leicht ansteigendes, vollkommen ebenes Gelände vor sich hatte, das nur durch einen Hübel- und einen kleinen Strohhäusen auf etwa 250 Meter vor der Front Deckung bieten konnte, begann zuerst mit dem Angriff. Für eine Zeitlang war sie auch die einzige, die die Schützengraben verlassen hatte. Fast das gesamte Feuer aus der Front und vornehmlich aus der linken Flanke, vereinigte sich so anfangs auf die Kompagnie.

Die Verluste waren denn auch sehr groß. Viele sanken schon während des ersten Sprunges nieder. Namentlich Geschütz- und Maschinengewehrfeuer aus der linken Flanke mähte die Tapferen hin, die treu und opferwillig ihrem Kompagnieführer folgten. Bis etwa auf 120 Meter vermochte sich die Kompagnie an den Feind heranzuarbeiten, da mußte sie, etwa gegen 5 Uhr nachmittags, halt machen. In ganz ausgezeichnete Weise

war die Kompagnie bisher durch die schwere Fußartillerie unterstützt worden. Die Genauigkeit und Wucht, mit der sie schoß, war großartig, und für uns, die wir fast schutzlos den feindlichen Geschossen preisgegeben waren, bedeutete es eine wirkliche Herzensfreude und Erlösung, das Einschlagen der schweren Geschosse kurz vor uns, manchmal nicht mehr wie 70 Meter entfernt, zu bemerken.

Was aber sah man da auf einmal? Noch heute staune ich, und noch heute bin ich voll Bewunderung. Noch heute will es mir als ein Rätsel erscheinen.

Folgendes geschah: Als der Infanterie- und Artilleriekampf sich zur höchsten Wut gesteigert hatte, die wenigen noch kampffähigen Reste der 7. Kompagnie mit noch einigen inzwischen herangekommenen Teilen der 5. und 8. Kompagnie glatt am Boden lagen und sich einzugraben versuchten, erhoben sich zwei Mann der 7. Kompagnie und gingen schnurstracks auf den feindlichen Schützengraben zu. Ganz für sich allein. Sie schauten weder seitwärts noch rückwärts. Nichts Uebereiltes war in ihren Bewegungen, keine Hast, kein Laufen oder Stürzen, im Gegenteil, vollkommene Ruhe, Sicherheit und Selbstverständlichkeit. Hierin lag das Packende, die gewaltige Wirkung, die von diesen beiden Männern, dem Musketier Säger und Reservist Scheuble, auf uns überging.

Die Erscheinung dieser im ärgsten Geschosshagel ruhig und unverfehrt einherschreitenden Männer grenzte an das Wunderbare; denn es schien ausgeschlossen, sich, ohne ab-

geschossen zu werden, vom Erdboden erheben zu können. Ich werde diese Augenblicke höchster, atemloser Spannung, bis sie ihren Weg vollendet hatten, nie vergessen, und sie werden zu den schönsten und erhebendsten gehören, die ich je erlebte.

Nur wer im gleichen Kampfgewühl und Geschloßhagel gewesen ist, kann die Gewalt des Eindruckes dieser Tat nachempfinden. Sie wird wohl nicht viel mehr als eine Minute zu ihrer Ausführung bedurft haben, aber wie dehnte sich diese Minute endlos lang. Wie waren mir mit einem Male diese beiden ans Herz gewachsen, wie erschien mir ihr Schicksal gleich dem meinen! Ruhig schritten sie dahin. Und in dem Maße, wie sie sich entfernten, vorwärts kamen, schienen sie zu wachsen, sich zu vergrößern, bis in das Heldenhafte.

Was wird mit ihnen geschehen? Werden sie fallen, werden sie den feindlichen Schützengraben erreichen?

Noch sehe ich es, heute wie damals, wie diese zwei immer näher an den Gegner herankamen, wie sie den Drahtverhau überstiegen, noch einige Schritte vorwärts gingen, die feindliche Brustwehr hinaufschritten, dort einen Augenblick hielten, in den Schützengraben hineinschauten, die Gewehre umdrehten, mit den aufgeschlossenen Seitengewehren hineinstachen. Sie sprangen hinab, verschwanden und wurden nicht mehr gesehen.

Was war aus ihnen geworden? Der feindliche Schützengraben war freilich nicht mehr stark besetzt, aber ein einziger Gegner hätte ja genügt, sie abzuschießen.

Anderere hatten diesen Tapferen nachzusehen wollen, angefeuert durch deren Tat, aber sie waren nicht so glücklich, sie fielen alle, ehe sie noch die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten.

So blieb denn die Ungewißheit über das Schicksal dieser zwei Tapferen bis zum Abend bestehen. Als mit Anbruch der Dunkelheit die 7. Kompanie mit den bereits erwähnten Teilen der 5. und 8. Kompanie den feindlichen Schützengraben genommen hatte, fand man sie unverfehrt und bei ihnen 17 gefangene Franzosen, die sie hatten festhalten können. Die übrige Besatzung war beim Sturm in das nahe Dorf entflohen.

Einfach an sich ist der Hergang dieser Tat, aber nichtsdestoweniger bewundernswürdig, um so mehr, als Säger und Scheuble aus eigenem Entschluß und Kraftgefühl gehandelt hatten.

Hauptmann P. (Iller Kriegszeitung.)

Unerschrodene Patrouillengänger.

Eine hervorragende Tagespatrouille führten Leute der 6. Kompanie des Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 240 (Nastatt): Reservist Timm aus Binneberg als Führer, Gefreiter Merz aus Durlach, Musketier Meuser aus Altdorf, Musketier Vein aus Trobe, Musketier Vohr aus Dühren, Landturmmann Hellrung aus Magdeburg und zwei Pioniere am Nachmittag des 16. Oktober auf. Der dabei schwerverwundete Führer schildert den Verlauf mit folgenden Worten: Ich hatte die Aufgabe festzustellen, ob und wo zwischen dem feindlichen Graben und dem Drahtverhau Gasflaschen eingebaut sind und wenn möglich, eine Flasche oder sonstige Ausrüstungsgegenstände irgendwelcher Art mitzubringen. Nachdem eine zweistündige Artillerievorbereitung vorausgegangen war, verließen wir um 4 Uhr nachmittags unsern Graben am rechten Flügel der Sappe. Der Gegner, der wir später feststellten, den Graben dicht besetzt hielt, hat uns sofort bemerkt und eröffnete von allen Seiten starkes Maschinengewehr- und Infanteriefeuer auf uns. Trotzdem arbeiteten wir uns von Granatloch zu Granatloch in kurzen Sprüngen bis auf 30 Meter an den feindlichen Graben heran und nahmen hier in einem Granatloch Deckung. Das Drahthindernis vor uns trotz des vorhergegangenen heftigen Artilleriefeuers noch ziemlich stark war, warfen wir einige Handgranaten hinein, um es dadurch zu zerstören. Der Graben war aber derart stark besetzt, und wir wurden mit einem wahren Geschloßhagel überschüttet, daß wir einsehen, an dieser Stelle geht es nicht. Wir kehrten daher im schnellsten Tempo in unsern Graben zurück, bewaffneten uns mit neuen Handgranaten und gingen dann sofort wieder, diesmal am linken Flügel der Sappe, hinaus. Von der Anhöhe vor unserm Graben aus sprangen wir, wieder einzeln Granatlöcher als Deckung benützend, bis auf etwa 20 Meter vor den feindlichen Graben. Hier ließ ich zwei Leute mit Gewehr als Rückendeckung zurück, während ich mich mit den andern noch auf 10 bis 12 Meter an den feindlichen Graben herannäherte, von wo aus Handgranatenabwürfen abgeleitet wurden. Musketier Merz und ich krochen noch einmal zurück, um neue Handgranaten zu holen und dann wurden wieder Salven auf den dicht besetzten Graben abgegeben. Dadurch wichen die Gegner nach beiden Seiten aus, so daß wir beschloßen, an dieser Stelle in den feindlichen Graben einzudringen. Ich eilte noch einmal zurück, um Verstärkung zu holen; neue Handgranaten wurden mitgenommen, und dann, nachdem noch eine Salve abgegeben, um 6 Uhr 30 Minuten nachmittags zum Sturm angeführt. Im selben Augenblick erhielt ich einen schweren Brustschuß, während zwei andere Kameraden leicht verwundet wurden. Der Feind beschoß uns jetzt mit Gewehrgranaten; das Infanterie-

und Maschinengewehrfeuer, das wir gegen uns herabworf, die feindlichen Schützengräben, die wir durch den Sturm in das nahe Dorf entflohen.

Als die feindliche Stellung durch die Kompanie des Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 240 (Nastatt) erobert wurde, wurde der Feind durch den Sturm in das nahe Dorf entflohen.

Rein willkommen, rauben dürfte für nützlicheres der ist und gefertigt sie jetzt Magirus ten Feuer in Ulm die russ mit gut auch die sich die Heer zu schreiben

und Maschinengewehrfeuer verstärkte sich noch mehr, sodaß wir unser Vorhaben aufgeben mußten. Wir gegen uns, unterstützt und gedeckt durch unsere unverwundeten Kameraden, nach unserm Graben zurück. Vier Eisener Kreuze, ein Lob des kommandierenden Generals und die besondere Anerkennung durch Regimentsbefehl war der Lohn dieser Tapferen.

Kühnes Patrouillenunternehmen.

Als die mit Gasangriffen der Engländer eingeleitete feindliche Offensive begonnen hatte, sollte festgestellt werden, ob der Feind auch gegenüber der Stellung der 3. Kompanie eines Reserve-Infanterie-Regiments Gasflaschen eingebaut habe. Zur Ausführung günstig erschien ein Abschnitt, der in seinem mittleren Teile sich dem feindlichen Graben bis auf 30 Meter näherte. Sofort meldeten sich freiwillig Unteroffizier Fidenwirth aus Döbeln, Gefreiter Merkle aus Heimbach, Gefreiter Lübke aus Jarrentin, Gefreiter Martin aus St. Peter in Baden, Musikant Vetter aus Bedrich und Gefreiter Schlenker aus Esen-Muhr zu diesem gefährlichen Unternehmen.

Um 10 Uhr vormittags bei ganz klarem Wetter begann das Feuer unserer schweren Artillerie. Nach dem 90. Schuß froh die Patrouille lautlos vor und legte sich, in Zwischenräumen von einigen Metern, unbemerkt vom Feinde, vor dem eigenen Drahtverhau nieder. Atemlos und in größter Spannung suchten ihre Augen den feindlichen Graben ab, in welchem jedes Leben erstorben schien. Der letzte Schuß der schweren Artillerie fiel, sofort legte die Feldartillerie ein heftiges Feuer auf die feindlichen Reservegräben. Im selben Augenblick, es war 11 Uhr vormittags geworden, rief Unteroffizier Fidenwirth: „Mit Gott für König und Vaterland, auf, marsch, marsch!“ und sprang als Er-

ster in den feindlichen Graben. Ein sich zur Wehr gebender Engländer wurde mit dem Dolche verwundet, entkam aber. Einem anderen entriß Fidenwirth das gezogene Seitengewehr und durchstach ihm den Hals. Lübke war auf ein großes Plakat losgesprungen, das die Engländer am Tage vorher auf der Böschung befestigt hatten, und welches die Worte trug: „We have taken fifty guns“. Er riß es vor den Augen eines vor Schreck erstarrten Engländer an sich, wurde aber durch einen Schuß am Arm leicht verwundet. Die übrigen Patrouillenteilnehmer sahen, wie von ihren in den Graben geworfenen Handgranaten einige Engländer in Stücke gerissen wurden. Ein Blick in den im raschen Lauf durchteilten Graben überzeugte die Patrouille von dem Fehlen jeder Art von Gasflaschen. Im nächsten Augenblick schon ertönte das Hurrageschrei der heranrückenden englischen Verstärkungen. Es war für die Patrouille höchste Zeit, zurückzukehren.

Schlenker, Vetter und Martin erreichten trotz heftigen Infanteriefeuers unversehrt und durch einen letzten kühnen Sprung über die hohe Böschung hinweg den eigenen Graben. Fidenwirth und Merkle schienen dem Feinde in die Hände gefallen zu sein. Plötzlich sah ein Mann, wie sich in einem Granatloch zwischen den beiden Gräben etwas bewegte. Jetzt setzte der Mann sich, den Körper hart an den Boden gedrückt, sogar in Bewegung. Es war Gefreiter Merkle. Einige Minuten später tauchte auch Unteroffizier Fidenwirth auf. Beiden gelang es, Fidenwirth mit einer leichten Wunde am Arm, trotz des wütendsten Feuers zurückzukehren.

Für diese, mit Kühnheit, Mut und Entschlossenheit vollführte hervorragende Leistung wurden sämtliche Teilnehmer vom kommandierenden General persönlich mit dem Eisernen Kreuz zweiter Klasse ausgezeichnet. Gleichzeitig wurde Fidenwirth zum Vizefeldwebel, Gefreiter Merkle zum Unteroffizier befördert. (Karlsruher Zeitung.)

Die Gulaschkanne.

Kein Kriegsgerät ist unseren Feldgrauen willkommener, zumal in der nahenden rauhen Winterzeit, als die Feldküche. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß dieser nützliche Bestandteil der Ausrüstung unseres deutschen Heeres in Ulm entstanden ist und da noch jetzt in der Hauptsache angefertigt wird. Erfinder der Küche, so wie sie jetzt aussieht, ist der Ingenieur Otto Magirus, früher Mitbesitzer der weltbekanntesten Feuerwehrgerätesabrik C. D. Magirus in Ulm. Erstmals verwendeten Feldküchen die russische Armee im Kriege gegen Japan mit gutem Erfolg. Im Jahre 1905 ging auch die deutsche Kriegsverwaltung daran, sich die neue Einrichtung für das deutsche Heer zu sichern. Sie erließ ein Preisanschreiben, in dem eine mit einem Pferd be-

spannte leichte Küche mit einem 150 Liter fassenden Kochkessel gefordert und außerdem noch bestimmt wurde: die Küche muß während des Marsches kochen und den Fußtruppen auf weichem Marsche folgen können, die Speisen sollen nicht anbrennen können, und für Fahrergepäck und 18 Kilo Haber soll $\frac{1}{4}$ Kubikmeter Raum vorgesehen sein. Auf das Ausschreiben gingen 40 Modelle ein, von denen nach eingehender Prüfung alle, bis auf das Modell der Firma Magirus und der Firma Senking in Hildesheim, ausgeschlossen wurden. Die Küche von Magirus wog nur 360 Kilo, war zweirädrig, der aus Reinnickel hergestellte Kochkessel saß über der Wagenachse und hatte zu beiden Seiten in der Längsrichtung des Wagens lange schmale Vorratskästen, von denen der eine

für Wasser usw., der andere für Brennmaterial vorgesehen war. Glücklicherweise war die Forderung auf ein Nichtanbrennen der Speisen durch Verwendung eines Ueberkessels und Ausfüllung des Zwischenraumes zwischen beiden Kesseln mit 11 Kilo Glycerin gelöst. Erst hierdurch wurde die Küche zu einem gefahrlosen Selbstkocher, der, einmal erhitzt, weiterkocht und die Speisen tagelang warm hält. Die Militärverwaltung veranstaltete dann unter den beiden Firmen noch einen Wettbewerb und schrieb einen Wagen für zwei Pferde, einen Kochkessel mit 200 Liter Inhalt, einen Wasserkessel von 70 Liter Fassungsvermögen für Kaffee- und Teebereitung, einen Raum für 200 eiserne Portionen und 4 eiserne Haferrationen sowie ferner die Ausrüstung mit Glycerinbad vor. Die Firma Magirus behielt die Anordnung des ersten Modells in der Hauptsache bei und teilte das Gefährt in einen vorderen Vorratswagen und einen hinteren Wagen mit der Küche. Sie erhielt den 1. Preis mit 3000 Mk., die Firma Senking den 2. Preis mit 2000 Mk. Mit der Lieferung von Küchen wurden weiterhin aber beide Firmen gleichmäßig berücksichtigt. In Einzelheiten erfuhr auch das Modell des zweiten Wettbewerbs mehrfache Aenderung. Erst nach

der sehr befriedigenden Benützung von 50 Küchen im Kaisermannöver 1908 in Laubringen galt das Modell als feststehend. Das leere Fahrzeug wiegt jetzt 805 Kilo, das beladene 1155 Kilo, bei gefüllten Kesseln steigt das Gewicht auf 1450 Kilo. Die zum Kochen nötigen Zeiten für Kaffee 1 Stunde, für Reis, Grütze, Gries, Kartoffeln 2 Stunden für Schweinefleisch $2\frac{1}{2}$ Stunden, für Rind- und Hammelfleisch, Hülsenfrüchte und Graupen 3 Stunden. Verheizt werden müssen zur Herstellung einer Mahlzeit für 250 Personen und von 770 Liter Kaffee 16 Kilo Holz oder 13 Kilo Kohlen. Zur Ausrüstung der Küche gehören eine Fleischhackmaschine, Kaffeemaschine, Einrichtungen zum Köcheln von Kaffee und zum raschen Öffnen von Konservenbüchsen, sowie ein Brett zum Zerkleinern des Fleisches. (Durch das Festungsgouvernement Ulm zensiert.)

(Südd. Herrschafts-Vote.)



◆ ◆ ◆ Nichtsagende Feldpost. ◆ ◆ ◆

Eines Tages hielt ich eine Anzahl Feldpostkarten in der Hand, „die ihn nicht erreichen“, mit dem Vermerk versehen: „Fürs Vaterland gefallen.“ Ich sollte sie den Angehörigen zustellen. Jeden zweiten Tag hatte die Frau geschrieben. Ich gestehe, daß ich einen Augenblick ärgerlich war über den faden Inhalt der Zeilen, zumeist vom Wetter handelnd. Solch eine unnütze Belastung der ohnehin überhäuftten Feldpost! dachte ich. Aber da lese ich just in Goethes „Wahlverwandtschaften“ den Satz „Und doch ist es in manchen Fällen — notwendig und freundlich, lieber nichts zu schreiben als nicht zu schreiben.“ Dieser Satz trifft mich just, als ich einen Brief an meine alten Eltern aufgeschoben wollte, weil „nichts Besonderes zu berichten ist.“ Ich habe nun aber schleunigst

geschrieben; denn sie sind gewöhnt, jeden Sonntag ein Lebenszeichen von mir zu bekommen. Der Fall liegt vor, von dem Goethe spricht. Und liegt er nicht recht vor bei der Feldpost? Bei Menschen, die der Krieg auseinandergerissen hat? Wo da Menschen sich sehnen: lieber nichts als nicht schreiben! Nur ein paar Zeilen, nur ein Lebenszeichen, ein Zeichen des Gedenkens, Spuren einer lieben Hand. Welche Herzensfreude! Welche Erleichterung in banger Sorge! — Das Wort soll uns fortan begleiten, und namentlich die Jugend prägen sich ein: In Fällen, da Menschen liebend unsrer gedenken, ist es notwendig und freundlich, lieber nichts zu schreiben als nicht zu schreiben.

(Allg. Wegw.)